



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Andreas Oppermann : Erinnerungsblätter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenn die Vertragsschließenden sich gleich stark und gleich einsichtig gegenüberstehn. Daß dies beim Versicherungsvertrag nicht der Fall ist, ist oben gezeigt; die Gesellschaften aber können sich auch später wie jetzt Konkurrenz machen bezüglich der Höhe der Prämien und durch die so viel gerühmte „Kulanz bei der Regulierung.“

Dringend wünschenswert wäre schließlich eine reichsgesetzliche Bestimmung, wonach auf Anrufen des einen wie des andern Teils bei Streitigkeiten über die Zahlungspflicht der Gesellschaft zunächst eine öffentliche Behörde mit allen Befugnissen eines gesetzlichen Schiedsgerichts eine Vorentscheidung erläßt, gegen die die Berufung auf den Rechtsweg stattfindet, in derselben Weise, wie dies z. B. bei Streitigkeiten über die Entschädigung bei Enteignungen und sonst vielfach gesetzlich vorgeschrieben ist; diese Vorentscheidung könnte bei geringern Streitigkeiten den Polizei- oder Gemeindebehörden, bei größern Streitwerten einer aus einem Rechtsverständigen und zwei anders befähigten Beisitzern gebildeten Behörde obliegen. Durch diese Regelung würden zahlreiche Prozesse über Ansprüche aus Versicherungen vermieden, und dies ist aus dem besondern Grunde wünschenswert, weil die Führung eines Prozesses für den Versicherten etwas ganz andres ist als für die Gesellschaft. Für diese sind die Kosten eines Prozesses kein irgendwie bedeutender Aufwand; anders für den Versicherten, wenn man erwägt, daß gegenwärtig die Kosten eines Prozesses über 300, 3000, 30000 Mark, der durch die Instanzen geht, mit Leichtigkeit 150, 1500, 5000 Mark betragen, also zur Zerrüttung kleiner Vermögen führen können, daß der Versicherte aber sowie seine Hinterbliebenen gerade beim Eintritt des Versicherungsfalles oft in einer durch diesen hervorgerufenen Notlage sind.



Andreas Oppermann

Erinnerungsblätter von Adolf Stern



Es ist nun schon länger als drei Jahre her, daß Andreas Oppermann, der talentvolle und lebensfrohe, dem Kreise, in dem er wirkte, und den Menschen, denen er lieb und unerseßlich war, durch den Tod entrückt wurde. Entrückt, nicht entrissen. Denn wer der ursprünglichen und besondern Natur und Persönlichkeit des geistvollen Mannes, des lebenswürdigen Menschen jemals näher gekommen war, der hatte von ihr Eindrücke empfangen, die sich merklich von den Eindrücken andrer Begegnungen unterschieden und etwas von den wirksamen und unvergänglichen Eindrücken guter Gestalten der Dichtung in sich trugen.

Der einfache Rechtsanwalt in einer Provinzialstadt der sächsischen Oberlausitz

war in Lebensschicksal, Charakteranlage, Erscheinung, Bildung und Neigung eine verkörperte Bürgerschaft dafür, daß auch solche Gestalten unsrer großen Erzähler, die über den Realismus des Alltags hinausragen, der lebendigen Wirklichkeit entstammen. Eine merkwürdig bewegte, wechselvolle Jugend, manche Gunst der Umstände, eine über die Berufsbildung und die übliche allgemeine Durchschnittsbildung hinausgehende tiefere Teilnahme an allem geistigen Leben und ein nahezu schöpferisches Verständnis für Werke der Dichtung und der bildenden Kunst, vor allem aber die Stärke seines frischen Gefühls, die Entschiedenheit und Kraft seines Ausdrucks, der unerklärbare Zauber eines überaus glücklichen Naturells hoben ihn weit über die äußere Stellung hinaus, die er im spätern Leben einnahm, übrigens mit gesunder Selbstbescheidung und ernstem Pflichtbewußtsein vortrefflich ausfüllte. Zum Lebensbilde Andreas Oppermanns gehört es freilich, daß sich der in vielen Sättern gerechte Mann auch auf litterarischem Gebiete bethätigte, daß seine vorzügliche Lebensgeschichte Ernst Rietschels unvergänglich unsrer biographischen und kunsthistorischen Litteratur eingereiht ist, daß seine frischen Wanderbilder „Aus dem Bregenzer Wald“ ein ähnliches Schicksal mindestens verdient hätten, daß mancher vortreffliche Aufsatz und Vortrag aus seiner Feder bei guter Gelegenheit mit und ohne seinen Namen wieder auferstehn wird.

Aber sein Anspruch, im Gedächtnis nicht nur derer, die ihn gekannt haben, fortzuleben, beruht, wenn mich nicht alles trügt, noch auf andern Grundlagen, als seinen litterarischen Arbeiten. Der Mensch selbst mit seiner Lebensfülle, seiner ausgeprägten Eigentümlichkeit, seinem innern Reichtum, seiner unmittelbaren Wirkung verdient erhalten zu bleiben. Und des Versuchs wenigstens ist es wert, ihm durch eine treue Charakteristik auch da teilnehmende Freunde zu gewinnen, wohin seine persönlichen Wirkungen nicht gereicht haben.

Über ein Vierteljahrhundert habe ich in vertrauter Freundschaft mit Andreas Oppermann gelebt und ihm in gewissen Tagen seines Lebens und an unvergeßlich reichen und frohen Tagen näher gestanden, als jeder andre seiner Freunde. Als ich den jungen Mann mit dem schönen Kopf und der kräftig gedrungnen Gestalt im Sommer 1858 zuerst kennen lernte, war er eben als Assessor am königlich sächsischen Amtsgericht in der alten prächtig gelegnen Oberlausitzer Sechsstadt Zittau, die sein bleibender Wohnsitz, seine andre Heimat werden sollte, eingetroffen. Damals lag noch der volle Abglanz seiner Lehr- und Wanderjahre über ihm; ein geflügeltes Wort Berthold Auerbachs, der mit dem lebensfrohen, geistig blitzenden jungen Manne im Hause von Oppermanns Schwager Ernst Rietschel häufig zusammentraf: „dieser letzte Jüngling erinnere, in mehr als einem Betracht, an den jugendlichen Goethe“ fand seinen Weg auch nach der Lausitz und wurde von uns, den neuen Freunden des Gepriesenen, mutatis mutandis gebilligt.

Als dann im Laufe der Wochen und Monate, die der ersten Befreundung folgten, die grundverschiednen Erlebnisse ausgetauscht wurden, stellte sich, zu beiderseitiger Überraschung, heraus, daß ich wenigstens Freund Andreas schon einmal zuvor, zehn Jahre vor unsrer wirklichen ersten Begegnung in den Ruinen des Klosters auf dem Dybin, unter eigentümlichen Umständen gesehen hatte. Im Sommer des Sturmjahres 1848 nämlich waren wir Leipziger Schulknaben eines guten Nachmittags beim Verlassen der Klasse mit der Nachricht erfreut worden, daß auf dem nahgelegnen Augustusplaz wieder „was los sei.“ Es war damals öfter etwas los, und wir Jungen waren dumm genug, unbekümmert um die mögliche Gefahr und ohne Ahnung unsrer vollkommenen Überflüssigkeit, den Erzeßten, Straßenaufzügen und andern Herrlichkeiten des großen Jahres zuzulaufen. Diesmal spielte der

Auftritt in der nächsten Nähe des Café français. Eine Gruppe wütender Bauhandwerker und Proletarier von unbestimmter Beschäftigung drang auf vier oder fünf Studenten mit farbigen Bändern über der Brust ein und schien hauptsächlich einen von ihnen, einen braunlockigen Jüngling anzugreifen, dem die Studentenmütze von den Gegnern vom Kopfe geschlagen war, und der jetzt mit vorgehaltinem linken Arm Stirn und Augen gegen die Steine zu schützen suchte, die aus den hintern Reihen des Arbeitertrupps nach ihm hinfielen, während er, im Verein mit den Kommilitonen, die Angreifer zurückschleuderte, die zupacken wollten.

Wir Gaffer verstanden augenblicklich, daß sich der Rückzug der angegriffnen kleinen Studentenschar gegen das Café français richtete, dessen Besitzer, Felsche, als Konservativer bekannt war. Hinter der kämpfenden Gruppe lärmte ein buckliger Kofardenverkäufer, der eben sein umgestürztes Tischchen wieder aufgerichtet hatte und mit schäumendem Munde und geballten Fäusten einem teilnehmenden Haufen von Weibern, alten Eckenstehern und jungen Gassenmädchen erläuterte, daß ihm der freche Student dort seine gut republikanischen roten Kofarden in den Dreck geschleudert habe. Mit einem Auge schielte er nach den Prügeln, die der Übeltäter erhalten sollte, mit dem andern nach den roten Abzeichen, die wohl alle hilfreich aufgelesen, aber keineswegs alle wieder auf den Tisch geliefert wurden. Uns Jungen kümmerten nur die bedrohten Studenten, vor allem der dunkellockige, und wir brachen, als er mit geschickter Deckung und einem gewaltigen Sprunge die Thür des Café français gewann, die sich vor ihm und seinen Freunden öffnete und schützend rasch wieder schloß, in ein jauchzendes Vivat aus. Daß die für den kleinen Studententrupp bestimmten Steine und Erdblöcke aus den Fäusten der Widersacher sofort klirrend durch ein halb Duzend Fenster des Café français fuhren, gehörte einmal zur Musik der glorreichen Zeit und fiel wahrscheinlich Herrn Wilhelm Felsche, jedenfalls aber uns Buben nicht besonders auf. Wir zogen mit der Gewißheit ab, daß sich der Haufen verlaufen würde, da vom andern Ende der Grimmischen Straße her ein Duzend blaue Kommunalgardenröcke auftauchten. Auch den Verkäufer der roten Kofarden sahen wir noch fluchend und scheltend über die „Hunde von der Reaktion“ seine gefährliche Ware einpacken.

Der braunlockige und heißblütige Student aber, der sich an jenem Sommertag durch eine freche Prahlerei des roten Händlers zu dem verächtlichen Stoß wider dessen Krüppeltischchen hatte reizen lassen und danach mit Mut und Gewandtheit die schnöden Mißhandlungen der auf ihn eindringenden Rotte abgewehrt hatte, war kein andrer als mein nachmaliger Freund Andreas Septimius Oppermann, damals Student der Rechte an der Universität Leipzig. Die spätere Entdeckung, daß ich ihn in so eigentümlicher Lage erblickt hatte, ohne jede Ahnung, wie nahe mir später der lecke Jüngling treten sollte, dessen trotzige Entschlossenheit dem Knaben Bewunderung abzwang, machte uns große Freude und galt uns als ein Zeichen, nicht wie klein die Welt sei, sondern wie wunderbar sich die Anziehungskraft des Zusammengehörigen äußere.

Wie viele Monate zwischen unsrer eigentlichen ersten Bekanntschaft bei einem Nachmittags- und Abendausflug einer Bittauer Gesellschaft — erinnere ich mich recht, des Gesangsvereins Orpheus — zum Dybin und der spätern Erzählung Oppermanns von seinem Leipziger Abenteuer verstrichen sind, wüßte ich nicht mehr zu sagen; nur das weiß ich, daß wir inzwischen herzlich vertraut geworden waren, und daß der „neue Assessor“ nach wie vor das Wunder der kleinen Stadt war, in die ihn sein Schicksal geführt hatte. Er sah wahrhaftig auch nicht aus wie die Assessoren, die seither zum königlichen Gerichtsamt gesandt worden waren. Der schöne und

mächtige Kopf mit dem dichten dunkelbraunen Haar, der prachtvollen Stirn, den strahlenden Augen und dem übermütig lachenden Munde saß freilich auf einer etwas zu gedrungnen Gestalt, aber diese war wunderbar kräftig elastisch und beweglich, den stärksten Anstrengungen beim Laufen und Bergsteigen gewachsen, dabei von einer Geschmeidigkeit, die verriet, daß der junge Mann seinen Körper mit allen erdenklichen Übungen geschult hatte. Daß er sich nach und nach als ein kühner Reiter, als ein unermüdlicher Tänzer zeigte, daß er ein froher Sänger und ein glänzender Darsteller kleiner Sologenrestücke war (wer ihn jemals den Münchner Schustergefelln hat machen sehen, der beim Maßkrug und Pechdraht „Prinz Eugen der edle Ritter“ für sich singt, der lacht heute noch), das überraschte bald keinen mehr. Ja als er eines schönen Sommernachmittags im Garten seines Kollegen Moritz Horn, des Dichters von Schumanns „Pilgerfahrt der Rose,“ eine Waschleine zwischen zwei Pflaumenbäumen straff zog, nach einem Stück Kreide für die Schuhsohlen rief, eine Bohnenstange zur Hand nahm und zierlich auf dem Seile auf und ab zu gehn begann, wobei er uns erzählte, er sei einmal in eine Seiltänzerin verliebt gewesen, sei ihr auf ein paar Jahrmärkte nachgezogen und habe schließlich, weil sein Geld alle geworden sei, mit „arbeiten“ müssen, da hatte ers schon soweit, daß ihm alle solche Geschichten nur halb geglaubt wurden. Und es machte ihm offenbar Vergnügen, die Leute über das im Zweifel zu lassen, was er erlebt und was er erfunden hatte.

Wie oft habe ich ihn im „jüngern Künstlerverein“ in Dresden, dessen beliebtestes außerordentliches Mitglied er war, gegen Mitternacht anrufen hören: „Sohl einmal ein, Andreas!“ und, wie ein Italiener der Renaissance, hub er an, eine vollständige Novelle zu erzählen, in deren Mittelpunkt bald er selbst, bald ein anderer stand. Der Ton, in dem sie erzählt wurde, ließ immer ein Spiel der Phantasie vermuten, aber oft hatte ich hinterdrein, wenn wir in Oppermanns Papieren kramten, Gelegenheiten, an alten Karten, Postscheinen und Briefen zu erkennen, daß die vermeinten Erfindungen auf guter und wohl auch auf schlimmer Wirklichkeit beruhten. Nicht in seiner anziehenden äußern Persönlichkeit, nicht in den geselligen Talenten und den brausenden Lebensgeistern, nicht in der Stärke seiner regen Phantasie, die er unbedenklich für den fröhlichen Tag und die gute Stunde ausgab, auch noch nicht einmal in der Fülle mannigfacher Erlebnisse und Erinnerungen und in dem warmen Anteil an allem Großen und Schönen der Geschichte und der Kunst lag die Wirkung, die der junge Justizbeamte auf seinen neuen, wie auf manchen früheren Lebenskreis ausübte. Die eigentümliche Mischung von genußfroher sieghafter Heiterkeit und unverkennbarem Ernst, von Wohlmeinung, die ihm aus den blitzenden Augen sah, von süddeutscher bequemer Art und von norddeutscher ritterlicher Haltung gewann ihm unwiderstehlich nicht bloß, wie etliche Reider behaupteten, die Herzen der Frauen und Mädchen, sondern auch älterer wie jüngerer Männer. Jeder fühlte, noch ehe er etwas von dem eigentümlichen Entwicklungsgange des jungen Mannes erfahren hatte, daß er einem ungewöhnlichen Naturell und einem schier unverwüßlichen Lebensbehagen gegenüberstand. Schon an jenem ersten Abend, als er, den meisten von uns unerwartet, in den frohen Kreis auf dem Dybin trat, beim improvisierten Tanz in Lust und Ausdauer alle hinter sich ließ und lange nach Mitternacht auf dem zweistündigen Heimweg zur Stadt die ganze Gesellschaft mit seinen Liedern „Bom Pfäfflein Bin ein lustger Jagersknecht“ in Atem hielt und sein Lachen erschallen ließ, wußten wir alle, daß diese Ausdauer und dieser Humor, trotz des königlich sächsischen Affessors, nicht auf sächsischem Boden gewachsen waren.

In der That hatte Andreas Oppermanns Wiege an der Donau, in der alten Reichsstadt Regensburg gestanden. Sein Großvater, Johann Septimus Oppermann, war dort ein angesehener Rechtsgelehrter und hatte nach der Weise der damaligen Regensburger Procuratoren auch einige kleinfürstliche Häuser als Bevollmächtigter und diplomatischer Agent beim immerwährenden deutschen Reichstage zu Regensburg in dessen letzten Zeiten vertreten. Viele Jahre später fand ich in mehr als einem der „hochfürstlich Sachsen-Weimarischen und Eisenachschen Adreßkalender“ der Jahre 1770 bis 1790, daß Oppermanns Großvater auch Karl Augusts Bevollmächtigter gewesen war, was dem Enkel ganz besondere Freude bereitete. Dieser Großvater muß schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gestorben sein. Oppermanns Vater, Johann (Jeannot) Oppermann, hatte gleichfalls die Rechte zu Jena und Erlangen studiert, nachdem er schon in Regensburg an den Vorlesungen der privaten Rechtsschule teilgenommen hatte, die zu Reichstagszeiten und auch unter der kurzen Regierung des rheinbündischen Fürstprimas (Karl von Dalberg) noch fortbestand. Einer alten vergilbten Handschrift, der Selbstbiographie eines Schwagers von Oppermanns Vater, der in den Tagen, wo der deutsche Reichstag samt dem Reiche schon in Sterbensnöten lag, als Amanuensis des kurfürstlich württembergischen Gesandten, von Seckendorff, nach Regensburg kam (1804), entnehme ich eine Schilderung des damaligen Bestandes der Oppermannschen Familie und der letzten Glanzmonate von Regensburg.

Der damalige Botschafterlehrling erzählt: „Dienstag, den 21. Februar, hörte ich das erste Kollegium bei Grimm, und an der Hausthüre begegnete mir meine junge Bekanntschaft, Jeannette Oppermann, die mich flüchtig, aber freundlich grüßte. Auf eingezogene Erkundigung bei dem Sohne Grimms erfuhr ich, daß die Familie Oppermann in demselben Hause, eine Treppe höher, wohne. Da der eine der Zuhörer ohne Hut eintrat und ich auf Befragen erfuhr, daß er ein Bruder von Jeannette sei, mir Grimm, der Sohn meines Lehrers, auch erzählte, daß »sie« von mir gesprochen habe, so beschloß ich, Bekanntschaft in dieser Familie zu machen. Mit einer mir noch jetzt unerklärlichen Courage holte ich des andern Tags den jungen Oppermann ab, der zum Glück so schüchtern war, daß ich leicht durchkam. Ich sah da die ganze Familie, eine freundliche Matrone als Mutter, eine wunderliche ältere Schwester, eine wilde jüngere und die Jeannette, bei deren erstem Erblicken im Hause des Herrn von Selpert ich flüchtig gedacht hatte: dies wird einst deine Frau. Ich wiederholte nun meine Besuche fast täglich, fand die Fräulein Oppermann wieder in der Freitagsgesellschaft bei Selperts und konnte mich bald auch in besserem Kostüme zeigen, denn mein Pflegevater (von Seckendorff) ließ mir aus einem alten blauen Frack einen neuen machen, der nach meiner Meinung prachtwoll war, obwohl zu vornehm, denn auf der rechten Brustseite des gewendeten sah man deutlich den großen Stern, den Seckendorff auf der linken Brust trug, und der in das Tuch gestickt gewesen war und daher unvertilgbare Spuren zurückgelassen hatte.“

In der geselligen Welt von Regensburg fand es der junge Liebhaber von Jeannette Oppermann (einer Tante meines Andreas) leicht, sich der Neigung seines Mädchens zu versichern und eine der in jenen Tagen beliebten Verlobungen auf lange Sicht zu improvisieren. „Das Leben in Regensburg war übrigens damals interessant genug. Die vielen Gesandten mit ihrem großen Personal und zwei fürstliche Höfe (gemeint ist der des Kurfürsten Reichserzkanzlers und nachmaligen Fürstprimas Karl von Dalberg, und der des Fürsten von Thurn und Taxis) samt der hohen und zahlreichen Geistlichkeit brachten Geld und Bewegung hervor. In den

höhern Zirkeln herrschte eine feine Bildung, die durch die große Mischung der Nationalitäten nur gewann. Die Regensburger Bürger aber genossen das Leben ohne viele Ansprüche und Sorgen.“

Oppermanns Vater, der im Frühling 1806 die Universität Jena bezog, hatte also nur noch im Morgen seiner Tage den Abendglanz seiner Vaterstadt gesehen. Als Regensburg im Jahre 1809 eine bayrische Provinzial- und Kreisstadt geworden war, blieben von der alten Herrlichkeit beinahe nur die stattlichen Bauten und die Erinnerungen zurück. Nichtsdestoweniger erhielten sich die letzten beinahe so gut wie die ersten. Jeannot Oppermann stand im Verwaltungsdienst des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis und in regem Verkehr mit dem städtischen Patriziat, das die alte Reichsstadt noch aufwies. Obschon dessen Sohn Andreas seine Vaterstadt als Knabe verlassen hatte und in späterer Zeit höchstens auf Wochen, meist nur auf Tage dahin zurückkehrte, bewahrte er ihr und den Familien von Herzog, von Thon-Dittmer und andern, die mit seinen Kindheits Erinnerungen zusammenhingen, die entschiedenste Anhänglichkeit. Sein Vater war Protestant, seine Mutter Katholikin, von den vier Kindern, die dieser Ehe entsprossen, folgten die Töchter Pauline (nachmals Gattin des Physikers und Direktors der damaligen polytechnischen Schule in Dresden, Dr. A. Seebeck) und Friederike (nachmals Gattin des Bildhauers Ernst Rietschel) der Konfession ihrer Mutter, die Söhne Heinrich (gestorben als protestantischer Pfarrer) und Andreas der des Vaters. Beide Eltern dieser Kinder starben früh, und dadurch und durch die Heirat der ältesten Tochter wurden die Schwestern und der junge Andreas Oppermann nach Sachsen und Dresden geführt. Aber in seiner Erscheinung, seiner Sprache, seiner ganzen impulsiven Natur verleugnete er den süddeutschen Ursprung nicht, und beim Becher überkam ihn die volle Trinklust des bayrischen Stammes. Im ganzen freute er sich der alten Heimat, zwischen der und der neuen er manch langes Jahr hindurch hin- und hergetrieben worden war.

Gelegentlich übte er dann auch einmal an dieser Heimat Kritik, niemals berechtigter und mit verblüffenderer Wirkung als 1876 auf der Fahrt zur ersten Aufführung des Wagner'schen Nibelungenrings in Bayreuth. Auf dem Bahnhof Neumarkt waren zahllose norddeutsche Reisende zusammengedrängt, die Beamten der Zweigbahn nach Bayreuth hatten gegenüber dem ungewohnten Massenandrang in der lächerlichsten Weise den Kopf verloren, begegneten dem Ansturm von Fragenden, Bittenden, Scheltenden und Lärmenden mit bayrischer Grobheit und bierseligem Stumpfsinn. Es drohte zu Wutausbrüchen und Thätlichkeiten zu kommen, als mit einemmale Andreas Oppermann inmitten der Erbitterten auf eine Erhöhung, eine leere Tonne glaub ich, sprang und mit aller Macht seines Organs rief: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir zu einem Kunstfest wollen, und lassen Sie sich durch diese bayrische Schandwirtschaft zu keinen Unwürdigkeiten hinreißen!“ Die erregten Passagiere stuzten, lachten, aber aus der Gruppe der Bahnbeamten scholl es nun drohend heraus: „Wer spricht von Schandwirtschaft!“ „Ich! rief Oppermann, ich sag's noch einmal: bayrische Schand- und Lotterwirtschaft!“ „Ich darf das sagen, ich bin ein Bayer!“ Die Gereizten hatten doch noch Augen und Ohren genug, um die volle Wahrheit des Ausrufs zu erkennen, und nahmen von dem Landsmann hin, was sie vermutlich von einem andern nicht ertragen hätten.

Oppermanns Gymnasialjahre auf der Dresdner Kreuzschule entschieden schließlich, aber nicht sogleich über seine Zukunft. Die Familie muß im Zweifel gewesen sein, ob es nicht besser sei, daß er gleich dem ältern Bruder auf bayrischen Hochschulen studiere, und so kam es, daß er nacheinander die Universitäten Erlangen,

Leipzig, München, Göttingen und wiederum Leipzig besuchte, ehe es durch die Einwirkung inzwischen eingetretener anderer Verhältnisse denn doch dazu kam, daß der Rechtsstudent seine juristischen Prüfungen schließlich in Sachsen und nicht in Bayern bestand. Aber zwischen Beginn und Abschluß seiner Universitätsstudien lagen viele Erlebnisse und eigentümliche Schicksalswechsel. Die Doppelbeziehungen Oppermanns zu der Dresdner und der bayrischen Verwandtschaft, mehr noch sein eignes glückliches Naturell, die helle jugendliche Heiterkeit hatten dem Studenten Eintritt in manche Lebenskreise und Familien vermittelt, die sonst von Studenten selten aufgesucht werden. Dazu kamen früh hervortretende Neigungen des jungen Mannes, seine leidenschaftliche Freude an den Schöpfungen der bildenden Kunst, die hauptsächlich durch seinen Aufenthalt in München genährt wurde, die Wanderlust, ein starker Zug zur Gesellschaft von Frauen, die ihn hinderten, jemals ganz in seinen Rechtsstudien und den Interessen seiner Verbindung aufzugehen. Er war bei seinen Anlagen natürlich ein prächtiger, lebensfroher Student, ein zuverlässiger Freund und der Liebling seiner ihm nahestehenden Kommilitonen, er nahm auch an rein studentischen Angelegenheiten, Festen und Fahrten, selbst an der Wartburgversammlung des Jahres 1848 beherzten und heitern Anteil. Aber er ging in diesen Dingen nicht auf.

Daß mehr als einmal die Versuchung an ihn herantrat, „umzusatteln,“ war bei der Vielseitigkeit seines Wesens ganz natürlich, es hätte zu gewisser Zeit vielleicht nur der Anregung eines geistvollen akademischen Lehrers bedurft, den jungen Oppermann von der Rechtswissenschaft zur Kunstgeschichte hinüberzuführen. Ja in seinem vierten Universitätsjahre trat eine längere Unterbrechung seiner juristischen Studien durch ein Erlebnis ein, das ihn wie von selbst auf die andre immer mit einer gewissen Sehnsucht betrachtete Bahn zu weisen schien. Im Winter von 1850 zu 1851 verlobte sich die jüngere seiner beiden Schwestern, Friederike, mit dem Dresdner Bildhauer Ernst Rietschel, der um seiner selbst, wie um seiner Kinder willen eine neue Ehe schloß. Als bald nach der Verlobung stellte sich heraus, daß Rietschels leidender Zustand einen längern Aufenthalt im Süden notwendig machen werde. Wenn der Künstler trotzdem am 30. April 1851 auf dem Schlosse Mischwitz bei Wurzen, einer Besitzung der ihm wie seiner Braut befreundeten Frau von Nitzberg, seine Hochzeit feierte, so dachte er nicht, die junge Gattin mit sich nach Italien zu nehmen, sondern er wollte ihr nur das Recht geben, sich während seiner Abwesenheit als Herrin seines Hauses seiner verwaiseten Kinder anzunehmen. Er trennte sich mit freiem, würdigem, wenn auch schwerem Entschluß von ihr und trat die Reise nach Sizilien — die Ärzte hatten ihm einen Winteraufenthalt in Palermo angeraten — in Begleitung des lebensfrischen, ihm durch sein heitres Naturell und seine treue Hingebung doppelt lieben jungen Bruders seiner Frau an. Für Andreas Oppermann war diese Fahrt nach Welschland die herauschende Erfüllung oft gehegter Träume, ein Genuß und eine Erfahrung tief eingreifender Art. Er war noch voll gewöhnt, im Augenblick zu leben und entschlug sich umso mehr aller Besorgnisse um die Zukunft, als ihm auch der Tag trotz der herrlichen und wechselnden Eindrücke, Pflichten und Sorgen genug brachte. Denn gleich im Beginn der Reise, die im September 1851 angetreten wurde, zeigte sich, daß Rietschel schon so lange gezögert hatte, während des Aufenthalts in Meran hatte er am 19. Oktober einen heftigen Anfall von Bluthusten.

„Es war eine traurige Situation!“ schrieb Oppermann in das kleine Notizbuch, das er auf dieser Reise führte, und das sich erhalten hat. „Mitternacht vorüber und der Schreck Rietschels, der Anblick reinen Herzblutes hat so etwas

Ergreifendes. Ich habe recht gesehen, wie man sich bei solchen Dingen zusammen nehmen kann, man muß nur nicht sich seiner Lage zu sehr hingeben und sich in ihr versenken, eine Schwäche, die die Leute Gefühl nennen, während einer, der ruhig das Wesen der Sache im Auge, sich nicht jedem Eindruck, den die Außen- dinge auf ihn machen, hingiebt, in ihren Augen schlecht wegkommt.“ Die fort- gesetzte Sorge um den leidenden Schwager, die sich auch auf die Besorgung aller äußern Dinge, die Einrichtung der später in Palermo gemieteten Wohnung zu er- strecken hatte, die tägliche Bekämpfung von Nietzsche's hypochondrischen Stimmungen wirkte erziehend auf ihn ein. Der Gesundheitszustand seines Pflegebefohlenen blieb lange schwankend, noch im Anfang März mußte Oppermann wieder in sein Notiz- buch einzeichnen „der Bluthusten! Seitdem keine frohe Stunde!“ Aber mit dem prachtwoll aufgehenden sizilianischen Frühling besserte sich das Befinden des Künstlers rasch, die Genesung wurde sichtbar und fühlbar, und die Rückreise über Neapel, Rom, Bologna, Mailand und Brescia, den Gardasee wieder nach dem Ausgangs- punkt Meran, wo Oppermann's Schwester und Nietzsche's Frau Ende Mai die Reisenden erwartete, legte der junge Mann leichtern Herzens, freiern Mutes zurück, als die Hinreise nach Palermo, die über Meran, Brescia, Mailand, Genua, zu Schiff nach Livorno, mit Abstecher nach Pisa, über Civita Vecchia und Neapel bis Sizilien geführt hatte.

Daß alle Pflichten und Sorgen den geistvollen, warm enthusiastischen Studenten mit dem Poetenherzen und der Künstlerphantasie nicht am Genuß der reichen Eindrücke hinderten, die ihm so besondere Umstände in der glücklichsten Zeit des Lebens gönnten, bedarf keiner Versicherung. Seine Aufzeichnungen, nur zur Erinnerung für sich selbst festgehalten, für keines Zweiten Auge bestimmt, verraten fast noch besser als das später aus der Erinnerung geschriebne Skizzenbuch „Palermo,“ wie offen sein Auge war, mit wie durstiger Empfänglichkeit er all den fremdartigen Reiz der Landschaft, der alten historisch berühmten Städte, des bunten Treibens und die Fülle des Lichts und der Farben in sich sog. Wie tief sich ihm das Neue einprägte, wie rasch er das Echteste und Beste vom minder Wesentlichen zu unterscheiden wußte, wie gut er empfand, daß ihm das Schicksal bei aller Gunst doch auch vieles versagte, nach dem die Sehnsucht inmitten der Herrlichkeit erst geweckt wurde, das mögen ein paar seiner Notizen bezeugen. In der ersten Nacht in Genua erwacht er plötzlich. „Der Mond scheint durch die Gardinen. Unten ist Musik. Es ist eine Gassenmusik, aber sie hat so feurigen Ausdruck, die Harfen und Geigen spielen mit solchem Ausdruck, daß die einfache Melodie doch Eindruck macht. Ich stehe auf. Der Mond scheint in vollem Glanze auf den Marmorwall, der vor unserm Fenster um einen Teil der Stadt geht. Hinter dem Wall ist der Hafen, und der Mastenwald ragt dunkel in den mond hellen Himmel. Zwischen den Schiffen spielt das schwarze Gewässer mit dem Mondlicht, das in Silberflammen an die Schiffe schlägt. Hinter den Masten sieht man die hohe Meereslinie, die mit schönem Silberglanze aus fernem Nebelduft sich vom Himmel abgrenzt. Es ist noch lebendig auf den Straßen, und die Paläste stehen in prachtwollem Glanz einsam und groß.“ Und wenige Tage später, nach allem Glanz und allem rauschenden Treiben der Genova superba, faßt ihn der Zauber des stillen Pisa: „Eine ruhige Stadt. Keinerlich wie keine andre, die ich gesehen. Eine Stadt für Philosophen. Zeichen ehemaliger Macht. Sie besteht eigentlich nur aus dem Lung Arno und ein paar lebendigen Nebenstraßen. Der Domplatz am einsamsten und entferntesten Ende der Stadt. Eigentümlicher Eindruck davon. Der schiefe Turm — das Baptisterium, der Campo santo, das ergreifendste, was ich noch in Italien gesehen. Die alten tieferrnsten Bilder (vielfache Erinnerung an den alten

lieben Wagner!*), das Leben der Einsiedler, das Weltgericht. Der Ernst des menschlichen Lebens auf dieser Plage vereint.“ Und wiederum viele, viele Monate später, als der Abschied von Palermo bevorstand, schrieb er: „Mittwoch, 25. März. Ritt nach Belmonte. Wie wird mir das Herz so schwer, all dies Glück der Schönheit Siziliens in ein paar Tagen zu verlassen, an der Pforte der Kenntnis dieses Landes zu stehen und nicht weitergehen zu dürfen. Es ist in der That schwer!“

Dazwischen lag denn freilich eine Reihe köstlicher Erlebnisse und Eindrücke, für die er mit der Warmherzigkeit und der Frömmigkeit seines Wesens innig dankbar war. Die Ahnung, daß die Monate auf Sizilien der Glanzpunkt aller seiner Erinnerungen bleiben werde, hatte ihn schon im November überkommen („Spät am Nachmittag ging ich an die Marine. Diese Schönheit des Tages, des grandiosen Meeresanblicks, des herrlichen Monte Pellegrino im Sonnenglanz, der glänzenden Marine und der herrlichen Küste ist nicht mit Worten wiederzugeben. O herrliches Bild, haßte in meiner Seele, und wenn mein Leben noch so dunkel werden sollte, und du steigst vor mir auf, so müßte alles vergessen sein“), diese Ahnung erneuerte sich, so oft er die Porta felice durchschritt. Der Vollgenuß des Augenblicks konnte doch die Gedanken an die Zukunft nicht völlig ausschließen. Daß er sich mit ehrlicher und unbestechlicher Selbstkritik noch vielfach unfertig finden mußte — auch davon enthalten seine Notizbücher fast rührende Zeugnisse —, brauchte den Zwei- und zwanzigjährigen nicht zu bekümmern.

Aber gerade während dieses italienischen Aufenthalts, wo die Verlockung, dem innersten Zuge seiner Natur zu folgen und sich ganz in die Geschichte und Ästhetik der bildenden Künste zu vertiefen, stärker und berechtigter als je zuvor war, wo Freund Andreas die Fortschritte seines Zeichentalents tagtäglich vor Augen sah, wo er zugleich zu empfinden meinte, daß er „keinen Begriff vom juristischen Leben habe,“ merkte er, mit wie schweren Bedenken alle seine Verwandten einem Wechsel des Studiums gegenüberstanden. Sollten nahezu vier Universitätsjahre verloren sein? Lag in dem Drang des jungen Mannes schon eine Bürgschaft für hervorragende Leistungen auf dem neuerwählten Gebiete? Ließ sich damals, im Jahre 1852, wo der äußern Lebensstellungen für Kunsthistoriker noch so blutwenig waren, wo sich eben Anton Springer mit seiner Habilitation in Bonn zu zehnjährigem Privatdozententum verurteilte, auch nur ahnen, wie rasch gerade von 1860 an die Zahl der Museen, der Lehrstühle für Kunstgeschichte zunehmen würde? Alle diese Fragen wurden von Oppermanns Verwandten, von besorgten und wohlmeinenden Freunden, von väterlichen Beratern und leider auch von ihm selbst gethan. Sein Selbstbewußtsein war nicht entwickelt genug, seine Anhänglichkeit an die Menschen, mit denen er lebte, zu groß, als daß er eben jetzt, trotz einer mahnenden innern Stimme, einen entschiednen Bruch mit der Vergangenheit gewagt hätte. Schrieb er doch damals mit allem Recht über sich selbst: „Mehrfacher Ärger, wobei ich immer wieder von neuem die Erfahrung mache, daß trotz meines ritterlichen Sinnes, den ich habe, oder den mir wenigstens die beilegen, die mich kennen (was der Student einen forschen Kerl nennt), ich doch eine Gutmütigkeit besitze wie ein Kind, eine Bescheidenheit und Schüchternheit, die jedem ein Recht zum Nichtachten und zur Beleidigung zu geben scheint. Und von wie vielen Menschen ertrage ich das? Es mag vielleicht kein Fehler gerade sein, aber es hindert im Beherrschen der Menschen und am leichten und bequemen Lebensgang. Ich werde mich gewöhnen müssen, mehr und mehr die gewöhnliche Masse der Menschen mit weniger Humanität

*) Gemeint ist Martin von Wagner, der Bildner des großen Reliefs „Die Völkerwanderung“ und der Generalsekretär der Münchner Kunstakademie.

und Bescheidenheit zu traktieren.“ Vorsätze, die bekanntlich leichter gefaßt als durchgeführt sind, wenn das Naturrell einmal nach andrer Richtung hinweist. Auch mein Freund Oppermann mußte noch schwere Erfahrungen bestehen, bevor er lernte, die kindliche Gutmütigkeit seiner Natur wenigstens soweit zu besiegen, als sie nicht — unbefieglich war.

Eines aber ward bald nach der italienischen Reise entschieden, deren Nachgenuß ihm manches Jahr durch glänzte. Er entschloß sich, seine juristischen Prüfungen in Sachsen und nicht in Bayern zu bestehen. Sein älterer Bruder Heinrich, der Theolog, war nach harten innern Kämpfen in die Welt hinausgegangen, und das Geschick hatte ihn schließlich mit der von England geworbnen deutschen Legion unter General Stutterheim nach Caffraria hinausgeführt. An die Schwestern und deren Kinder, an den berühmten Schwager, die alle in Dresden lebten, war er jetzt fester geknüpft, als an die entferntern Verwandten, die alten Freunde in seiner Familie in Bayern. Und das Leben, wie er es träumte, den guten Tag rasch erfassend, vielseitig, immer von geistigen Interessen getragen, immer zum Höhern strebend, ließ sich auch auf dem neuen Heimatboden leben. Er bezog noch einmal die Leipziger Universität, er bereitete sich dann, während eines längern Aufenthalts in Dresden, für die Prüfungen vor und bestand sie vortrefflich. Er arbeitete als Rechtskandidat bei einem Dresdner Anwalt, trat in den juristischen Staatsdienst und wurde endlich nach etlichen kleinern Verwendungen, die ihn in Dresden selbst und in der Nähe von Dresden festhielten, als Assessor zum Gerichtsammt Zittau versetzt. Als er dort eintraf, sprühte er von Jugend und Leben. Über die innern Kämpfe, die seinem Entschluß vorangegangen waren, äußerte er sich selten und ungern, nur einmal gestand er mir ein, daß er drauf und dran gewesen sei, durch Vermittlung einer seiner Bekanntschaften von der italienischen Reise her als Offizier in ein österreichisches Reiterregiment einzutreten. Jedenfalls ahnte er, als er nach der Lausitzer Provinzstadt kam, nicht, daß er damit die Stätte seiner dauernden Wirksamkeit und seines fernern Lebens betrat.

(Schluß folgt)



Der goldne Engel

Erzählung von Luise Gläß

(Fortsetzung)

11



er Hochzeitstag war erfüllt von Sonnenlicht und Rosenduft. Frau Grunert beklagte das Fehlen jeglichen Wölkchens von wegen dem in den Kranz regnen, aber das junge Paar empfand nur wohlthätig die Übereinstimmung der Welt draußen mit der Welt in seinem Herzen.

Sie schritten neben einander hin durch die enge Schmiedehausflur, schritten aus der Schuhgasse hinaus, unter den Kastanienuschatten hinter der Stadtmauer, schritten die gute dicke Mauer entlang, an der Apothekenseite vorbei, über das obere Markende hin und in das weitoffne Thor der alten